Ueber die Gewohnheit.

(Nach einem Vortrag.)

Ueber die Gewohnheit zu schreiben — scheint ein überflüssig Unternehmen. Denn wer kennt sie nicht aus eigner Erfahrung? Schon in der Kinderstube umfängt sie uns mit schützenden Armen, auf dem dornenvollen Pfad durch Schulen und Lehrjahre ist sie die freundliche Gefährtin, stets bereit, die rauhen Seiten des Lebens zu glätten, die rücksichtslose Strenge harter Pflicht zu mildern. Unbemerkt regelt sie die tägliche Arbeit und indem sie allezeit geschäftig uns einen Vorrat zuträgt von geläufigen Redensarten und sicheren Handgriffen, erspart sie uns nicht nur in unzähligen Fällen die Unbequemlichkeit des Selbstdenkens, sondern sie befähigt auch, zu reden, wenn wir nichts zu sagen haben, geschäftig zu sein, wenn es nichts zu tun gibt. Geräuschlos umspinnt sie uns mit einem Netze angenehmer Bedürfnisse, deren Befriedigung gewifs; während sie die einen in Konzert und Theater führt, sichert sie den andern die Gelegenheit zu harmloser Plauderei oder zu piquanter Medisance, und ob die Mehrzahl von der Frömmigkeit oder von der Gewohnheit zur Kirche geleitet wird, mag dahingestellt bleiben. Gewifs, nur der Gewohnheit verdanken wir jenen Zustand gemütlich-sorglosen Daseins, den Goethe so präzis mit den Worten zeichnet: Es gibt kein Behagen als die Gewohnheit.

In der Tat, ein fest gefügter Kreis von Sachen und Gedanken, in dem man mühelos sich zurecht findet, ist die Grundbedingung durchschnittlicher Lebensfreude. Der wider Erwarten besetzte Stuhl verstimmt den Stammgast, geistreiche Einfälle verscheuchen die Gemütlichkeit, und eine Vernachlässigung der Gebräuche verletzt den Pöbel nicht mehr, als

ein Verstofs gegen die Etiquette die aristokratische Gesellschaft. Denn das Unerwartete stört und das Neue beunruhigt.

Aber was ist denn nun die Gewohnheit, wenn wir sie fassen wollen in der bildlosen Gestalt des nüchternen Gedankens? Irre ich nicht, so gehört die Antwort auf diese Frage zu der grofsen Zahl derjenigen, die wir wohl haben, aber nicht geben können, die wir zwar wissen, aber nicht zu sagen vermögen, ja die wir gerade dann am allerbesten wissen, wenn wir nicht gefragt sind. Die Gewohnheit ist uns vertraut als eine elementare Gewalt in der Oekonomie unseres Lebens, aber eben darum steht sie uns gedanklich ziemlich fern. Sie zählt zu jener nicht kleinen Anzahl von Wörtern, die vielmehr da sind, gedankenleere Stellen zu verbergen als klar Gedachtes zu fixieren. Das ist ja gerade der zweideutige Dienst, die gefällige Art unserer Sprache, dafs sie ungesucht und unbewufst uns in den Besitz einer grofsen Zahl von Wendungen und Wörtern setzt, mit denen wir umgehen wie mit bekannten Gröfsen. So erwerben wir mühelos in Form von allerlei gangbaren Redensarten eine scheinbare Kenntnis unseres inneren Lebens, mit der wir wirtschaften wie mit einem wirklichen Besitz. Gedächtnis und Gewohnheit, Verstand und Willen, Gefühl und Gemüt, Gewissen und Geschmack, Denken und Dichten, Vernunft und Geist — das sind lauter uns geläufige Dinge, die wir brauchen als gangbare Münze. Sehen wir aber näher zu, so fliefst meist alles zusammen zu einer trüben Masse. In der Verlegenheit greifen wir zu gewagten Bildern, zu kühnen Gleichnissen, und nicht selten begegnet man der naiven Behauptung, dafs dergleichen überhaupt nichts Sicheres bedeute. Das sei eben das Eigentümliche dieses Gedankenkreises, dafs hier jeder nicht nur seiner eigenen Meinung folge, sondern auch seinen besondern Sprachgebrauch habe. Während Orientierung und Aufklärung über äufsere Naturverhältnisse ihre Kreise immer weiter ziehen, setzt sich das unter den Gebildeten gangbare Wissen vom Wechsel und Wandel der geistigen Lebensprozesse meist aus jenen Trivialitäten zusammen, welche der Zufall sprachlicher Bildungen an die Hand gibt. Es ist, als ob wir uns ein von der Macht der Naturgesetze eximiertes mystisches Fleckchen reserviert halten wollten, nicht nur um eine Heimat zu haben

für das bischen Idealismus und für die gemütlichen Interessen, sondern vor allem um in demselben eine Art von Deckung zu finden für jenes sonderbare Gemisch von planmäfsigem Handeln und zufälligem Gehenlassen, das wir Erziehung nennen. Denn dafs gar manche Erscheinungen auf dem Gebiete der privaten sowohl wie der öffentlichen Erziehung unmöglich wären, wenn man nicht auch, ohne es sich einzugestehen, an ein ursachloses Geschehen glaubte — wird schwerlich jemand in Abrede stellen. Woher kommt das? Um es kurz zu sagen, es kommt von der Gewohnheit, dafs wir so wenig von ihr und ihrer geistigen Verwandtschaft wissen, das verschuldet die Gewohnheit. Allerdings ein eigentümlicher Knoten, zu dem sich unsere Ueberlegung geschürzt hat. Versuchen wir ihn zu lösen, indem wir unsere Aufmerksamkeit einem Stück jenes Mechanismus zuwenden, indem wir selbst Spieler und Zuschauer zugleich sind.

I.

Dafs Gewandtheit und Fertigkeit geschätzt, virtuose Leistungen bewundert werden, lehrt uns das Leben an allen Orten. Darum bemüht man sich so eifrig um ihren Erwerb. In Schule und Werkstätte, in der Tanzstunde und auf dem Exerzierplatz, mit Feder und Schwert, aber auch mit Sense und Dreschflegel — überall ist fertiges Können Preis und Ergebnis, selbst wo man's nicht weifs oder nicht will. Doch wozu die Stätten der Kunstleistungsn aufsuchen? Der Verlauf des täglichen Lebens zeigt uns den Wert der Fertigkeit mit genügender Deutlichkeit. Treten wir in die Kinderstube. Welch ein Jubel, wenn die ersten Schritte gelingen oder der unermüdlich vorgesprochene Laut mit einer annähernd ähnlichen Färbung zurückgegeben wird! Und nun gar das Spielen und die Spiele. Mit welcher Unverdrossenheit wird hier die Korrektur und die Repetition gepflegt. Endlich kommt die Fibel und wird zum Schauplatz neuer Triumphe und der erste erfolgreiche Versuch den eigenen Namen, wenn auch in hieroglyphenartigen Formen darzustellen — er zeigt die durch Uebung erzwungene Beherrschung jener komplizierten Bewegungsgruppe, die wir Schreiben nennen. Ja es läfst sich kein Familienbild denken, das nicht Fertigkeit belebte, seis im

Ernst der Arbeit, oder in tändelnder Unterhaltung, im kindischen Spiel. Selbst die Handgriffe, welche stummen Dienern gleich angerufen uns allezeit ihre Hilfe bieten, sie könnten eine Geschichte erzählen von langem Lernen, unsichern Umhertappen und mifsglückten Versuchen. — Doch reden wir eigentlich.

Der Säugling, dessen Auge vom ersten Lichtstrahl getroffen wird, bewegt das Auge. Der Empfindung antwortet die Bewegung. Bewegung ist Veränderung und keine Veränderung geht verloren. Jede Muskelbewegung wird durch ihre Resultate ein unverlierbarer Besitz. Sie bleibt dem Muskel als ein Ergebnis gleich dem, was wir sonst Gedächtnis nennen. Die wiederholte Bewegung erfolgt auf Grund und mit dem Gewinn der ersten, die dritte enthält in sich das Produkt der beiden vorausgegangenen u. s. f. Jede Wiederholung verstärkt den Erfolg und sichert das Resultat, mag es sich handeln um das Aufschlagen der Augen beim Säugling, oder um das Schliefsen der Fangarme des Polypen, mag es die Dressur eines Pudels gelten oder die Einübung eines Couplets. Dafs die kleinste Lagenveränderung kleinster materieller Teilchen ein Ereignis ist, mit dem jedes folgende zu rechnen hat, ist ein physisches Elementargesetz von fundamentaler Bedeutung. Denn bestünde zwischen der ersten derartigen Tatsache und der zweiten kein Zusammmenhang — so gäbe es überall in der Welt kein seelisches Leben. Wo aber Bewegungen sich verbinden, da ist man auf dem Wege zur Fertigkeit und wo vollendete Fertigkeit — da ist Gewohnheit. Doch betrachten wir das etwas genauer an einem Beispiel.

Der Knabe, der die ersten Schreibversuche macht, hat mühselig jede einzelne Fingerbewegung vorzubereiten, zu richten und zu kontrollieren. Volle Aufmerksamkeit ist dabei nötig. Eine Menge von störenden Mitbewegungen, seis von Lippen oder Zunge, von Augen oder Stirnmuskeln, mufs unterdrückt, unter den sich darbietenden gewählt, die zweckmäfsigen müssen verknüpft, die passenden wiederholt werden. Jeder Buchstabe repräsentiert eine eigene Bewegungsgruppe. Anfangs wird jedes einzelne Glied solcher Gruppen besonders vorgestellt und ausgeführt, allmählich festigt sich die Reihe und nach einiger Zeit bedarfs nur des Anstofses, um die ganze

Reihe ablaufen zu lassen. Je öfter diese Tatsache sich wiederholt, um so mehr schwindet die begleitende Teilnahme der Aufmerksamkeit. Bald hat die Hand sämtliche zum fertigen Schreiben nötigen Bewegungsgruppen sich zu eigen gemacht, und schliefslich bedient sie uns aus dem Schatze ihres Gedächtnisses heraus mit jener Geläufigkeit, die keiner Kontrolle von Seiten des Bewufstseins weiter bedarf. Wir hören das Wort und mit Ueberspringung aller Zwischenglieder bringt die Hand es zu Papier, während wir ganz anderes denken.

Dies der typische Weg für den Erwerb alles gewohnheitsmäfsigen Tuns. Erst langsame Anpassung der aus dem verfügbaren Rohmaterial hervorgesuchten Bewegung; dabei konzentriertes Merken auf das Einzelne, allmähliches Ausscheiden von allem Ueberflüssigen; damit Sinken des begleitenden Bewufstseins, endlich gedächtnismäfsige Verkettung, fertige Uebung. Die Mittelglieder verschwinden und der Mechanismus tut seinen Dienst auf den einfachen Federdruck der anregenden Wahrnehmung. Ein Blick auf die Noten genügt für den Virtuosen, um die einst mühevoll erworbene Bewegungsreihe mechanisch in Gang zu setzen. Welch ein Unterschied zwischen dem zitternden ungeschickt in die Luft greifenden turnerischen Anfänger auf dem Schwebebaum — und den sichern ästhetisch abgeklärten Kunstleistungen des Akrobaten! und doch verhalten sich beide zu einander wie Anfang und Ende!

So geht alle Uebung durch das Gedächtnis hindurch ihren Weg zur Fertigkeit bis zur unbewufsten Gewohnheit. Auch die einzelnen dienenden Organe lernen auswendig, Hand und Fufs, Zunge und Kehlkopf haben ihr Gedächtnis, und indem sie unabhängig von der Zentralleitung ihre Funktionen verrichten, vollzieht sich auch in dem Haushalt des Organismus jenes Prinzip der Arbeitsteilung, dessen wohltätige Wirkung im gesellschaftlichen Leben wir längst erfahren.

Selbst die unorganische Natur nimmt Teil an den Vorteilen dieses allgemeinen biologischen Gesetzes. Denn es ist mehr als sprachliche Analogie, wenn Schneider und Schuster uns über die Mängel ihrer Arbeit mit der Versicherung hinwegtrösten, Rock und Stiefel müssen sich noch gewöhnen.

Auch der ausgetretene Schuh ist ein Resultat der Gewohnheit; und wenn der nüchterne Sohn des XIX. Jahrhunderts den unpraktischen Enthusiasten belächelt, der sich glücklich schätzt, mit dem Aufwand aufsergewöhnlicher Mittel die alte Geige zu erringen, vergifst er dabei, dafs auch schwingende Holzteilchen sich in langer Übung gewöhnen und dafs Vortrefflichkeit des Tones das Resultat einer konsequenten Erziehung der Violine.

Dafs aber auch die Pflanzenwelt sich gewöhnen läfst, weifs jeder Gärtner, auch ohne bei dem grofsen englischen Gelehrten in die Schule gegangen zu sein. Jeder Blumentisch bietet ein Feld der Erfahrung. Kann doch nach den Experimenten eines französischen Gelehrten eine mimosa pudica, welche des Nachts ihre Blätter schliefst, dahin gebracht werden, diese Naturgewohnheit dahin zu verkehren, dafs sie dasselbe am Tage tut.

Es wäre ein Irrtum, wollte man sich das Gebiet der Gewohnheit auf die eigentlichen Bewegungen beschränkt denken. Auch wo uns die elementaren Bewegungen als Empfindungen zum Bewufstsein kommen, und zu Anschauungen und Vorstellungen sich verbinden — auch da formt die Gewohnheit ihre Reihen und fügt sie zu festem Verband. Denn nicht nur Schule und Unterricht schaffen die festen Verbindungen der Gedanken — viel fester noch fügen sie sich in der schmerzenden Zucht der täglichen Lebenserfahrung. Nur ein Mal, einige Mal hat die Mutter seufzend unter dem Druck der Geschäfte dem zudringlichen Liebling willfahren; da pocht er hartnäckig auf sein Gewohnheitsrecht. Und ein verzögerter Mittagstisch oder die zur Stunde ausbleibende Zeitung — sie verstimmen den Hausherrn ebenso sehr, wie die aus einer ästhetischen Laune der Hausfrau vorgenommene Veränderung der Physiognomie seines Zimmers. Denn es ist die Eigentümlichkeit alles Gewohnheitsmäfsigen, dafs das Unlustgefühl, welches jene Aenderungen begleitet, ganz unvergleichlich gröfser ist, als das Lustgefühl bei seinem regelmäfsigen Bestand. Erst wenn wir ihn entbehren müssen, schätzen wir den täglich genossenen Umgang; und was gewohnte Umgebung bedeutet, das lehrt uns erst das Heimweh.

II.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, die elementaren Formen der Gewohnheit auf das Gebiet der Erziehung weitläufig zu verfolgen, so versuchlich es auch anmutet. Nur Naheliegendes möchte ich berühren. Ist unsere bisherige Ueberlegung richtig, so liegt die verantwortungsreiche Schwere aller Erziehungsaufgaben in der einen Tatsache, dafs auch geistig keine einmal erzeugte Kraft verloren geht. Sie webt und wirkt unbemerkt und längst vergessen an jenem Gewebe mit, das wir des Menschen Charakter nennen. Darum zeichnet aber auch jene von Aberglauben und Gedankenlosigkeit erzeugte Beschwichtigungsformel elterlicher Schwäche mit all' ihren Variationen „das schadet nichts", „das vergifst sich wieder", „für den Anfang ist das gut genug", „wenn erst der Verstand kommt" oder um mit dem Franzosen zu reden une fois n'est pas coutume — als das charakteristische Kennzeichen der modernen Hauspädagogik, kürzer und drastischer als irgend etwas die ganze Misère unserer Erziehungszustände.

Dafs das Haus mit seinem ganzen Inhalt die heranwachsende Jugend bildet und formt, gibt man ja theoretisch recht gerne zu. In der Tat des Hauses Sitte und Ordnung, Regel und Gesetz, Berufsgeist, gesellschaftlicher Ton, Stellung zu den idealen Gütern, zu der Wissenschaft und Pflege der Kunst, die Umgangsformen und Geschmacksäufserungen bis hinab zur Zucht der Rede — das sind die weitaus gewaltigsten Faktoren der Erziehung. In geräuschloser Verborgenheit ziehen sie in Gemüt und Gedankenkreis die sichern Linien der Gewohnheit, mit ihrer stummen Beredsamkeit unermüdlich im Verbessern und Wiederholen. Ob man dessen in unserer mit Vorliebe die pädagogischen Farben hervorkehrenden Zeit sich auch nur klar bewufst ist? Ich bezweifele es. Denn schwerlich würde man sonst so eifrig bemüht sein, das Zentrum der Erziehung aufserhalb des Hauses zu verlegen, noch vielweniger mit solcher Unbekümmertheit den baaren Zufall für seine Kinder die Eindrücke mischen lassen. Ich will nicht davon reden, wie oft die nachahmende Jugend häusliche Gewohnheiten mit beängstigender Treue uns en miniature vorführt, auch nicht davon, wie es jetzt Mode geworden, unter sorgfältigster

Wahrung des Decorums und unter tausenderlei plausibeln Entschuldigungen sich von dem lästigen Verkehr mit den eigenen Kindern zu dispensieren — nur darauf möchte ich hinweisen, wie es zur Regel zu werden droht, bereits Gewohnheit geworden ist, in Erziehungsangelegenheiten alles zu erwarten von den aufserhäuslichen, von den öffentlichen Einrichtungen, wie Schule und Lehrer es sind, auf die man alles ablädt. Die gewaltige Praxis der bequemen staatlichen Züchtung mit ihren imposanten festen Traditionen, mit ihren Berechtigungsscheinen und Zeugnisprivilegien, sie erzeugt naturgemäfs jene Denkfaulheit, wie sie Erziehungsangelegenheiten gegenüber fast schon Sitte ist.

Denn es ist ein Irrtum, wenn man die jetzt beliebte Art, für die Jugend Partei zu ergreifen, sich zu ihrem Schutze gegen die Schule und ihre Zumutungen zu verbinden, kurzweg als neu erwachtes Interesse für die Erziehung deutet. Die Bewegung für das Recht des Körpers und die Forderungen der Gesundheit war berechtigt und nötig. Denn der Schulschlendrian hatte mehr und mehr von der natürlichen Beachtung dieser Grundbedingung normaler Lebensbetätigung entwöhnt. Aber wie all' die Reformgedanken der Neuzeit das Unglück haben, von Geschäftsaposteln zu Tode gehetzt zu werden, so droht auch hier der gesunde Kern in mafslosen Uebertreibungen zu verschwinden. Alle elterliche Sorge und Mühe um das Fortkommen unbegabter oder fauler Schüler wird hygienisch umgedeutet und verwandelt sich in die von überallher widerhallende Klage der Ueberbürdung. So hat man sich künstlich in eine Art von Martyriumsstimmung hineingearbeitet. Wir sind weit entfernt leugnen zu wollen, dafs es eine Menge von Schulzöpfen gibt, die reif und wert sind, mit kräftigem Schnitt beseitigt zu werden. Aber wo Eltern und Schüler das Vertrauen zu den Schulen verlieren, wo der Mafsstab abhanden kommt für eine richtige Schätzung des von der Schule gebotenen Lehrguts, — da ist die erste und wichtigste Voraussetzung für eine gedeihliche Schularbeit zerstört.

Und doch fühlt man sich andererseits von den Schuleinrichtungen so abhängig, dafs der Gedanke einer daneben

bestehenden Verantwortung gar nicht aufkommt. Diejenigen Eltern, welche über ein regelmäfsiges Vor- und Aufrücken hinaus die innere Entwicklung ihrer Kinder mit Sorge begleiten, die den Stoffen, mit denen sie in den Anstalten ernährt werden, ein wahrhaft kritisches Interesse entgegenbringen, die das allmähliche Hervortreten ihrer Neigungen fördernd oder hemmend verfolgen, die sich um deren religiöse Bedürfnisse und sittliche Erfahrungen annehmen, die ihren Verkehr mit Personen und Büchern einer Ueberwachung wert halten — sind doch recht seltene Erscheinungen; und noch seltener findet man die, welche den fundamentalsten Satz der erziehenden Tätigkeit in die Praxis umsetzen, dafs alles Erziehen auf Entsagung und Opfer beruht, dafs es niemand gelingt tiefer auf sein Kind einzuwirken, es fester mit den Fäden des Vertrauens und der offenen Hingabe an sich zu knüpfen, der nicht bereit ist um seinetwillen auf so manches, was das Leben bietet, zu verzichten. Eine Zeit, die das Sichausleben auf ihre Fahne geschrieben, ist eine im tiefsten Grunde unpädagogische.

Man pflegt jetzt unter die Gegenstände moderner Mädchenbildung auch die Pädagogik aufzunehmen. Das ist recht und schön. Aber wichtiger noch als technische Kenntnisse erscheint mir jenes Mafs sittlicher Kraft, welches den Streit zwischen den Ansprüchen und Genüssen des Lebens und den Pflichten der Mutter stets zugunsten der letztern entscheidet, und in dem nicht selten die Bäuerin der Dame überlegen ist. Denn all' die schlimmen Erziehungsgewohnheiten, unter denen die Eltern seufzen und die Jugend leidet, wurzeln eben doch in einer gewissen moralischen Schwäche, welche die rauhen Seiten notwendiger Zucht abzuschleifen und den strengen Forderungen wirklicher Willensbildung unter allerlei Vorwänden auszuweichen sucht. Da läfst man die Jugend vorzeitig teilnehmen an allen Genüssen und Zerstreuungen der Erwachsenen. Kinderbälle und ähnliche Veranstaltungen erscheinen als etwas Harmloses. Halbwüchsige Mädchen kopieren mit Zustimmung unverständiger Mütter in sogenannten Kränzchen deren Gewohnheiten und erziehen sich zum Geschmack an modischen Nichtigkeiten. Bornierte Väter freuen sich, wenn der Sohn recht frühe studentische Genüsse vorweg nimmt. Die Schule

eifert gegen diese Modetorheiten, nicht weil sie hart, eigensinnig und verständnislos der Jugend und dem Leben gegenübersteht, sondern weil im Kampfe der Jugendinteressen jedesmal die nichtigen über die ernsten siegen. Es ist diese Praxis des Elternhauses, welche den Geschmack an den Darbietungen des Unterrichts, die Arbeitslust und das Pflichtgefühl ertötet. Dann beginnen die Klagen über die übertriebenen Zumutungen der Schule und es wird jene Art von Kritik geboren, welche, vielleicht da und dort im einzelnen berechtigt, ungerecht wird durch Verallgemeinerung und gefährlich als Verteidigerin der nach Entschuldigungen suchenden Jugend.

Kommt dann noch hinzu die Wirkung einer pseudopädagogischen Literatur, deren Autoren nicht müde werden, die arme, schulgeplagte Jugend zu bemitleiden, die sich nicht genug tun können in Hohn und Satire, um die Forderungen der Schule als rückständig, ja als dumm und lächerlich hinzustellen, so ist es nicht verwunderlich, wenn die Disharmonie zwischen Elternhaus und Schule immer wächst und ab und zu in grellen Tönen sich vernehmen läfst. Dem gegenüber mufs das alte ὁ μὴ δαρεὶς οὐ παιδεύεται unserer wehleidigen Zeit mit allem Nachdruck vorgehalten werden. Sport und Leibesübungen verfehlen ihren Zweck ohne ernste geistige Selbstzucht, ohne die Gewöhnung daran, sich auch mit minder angenehmen Aufgaben in ernster, pflichttreuer Arbeit abzufinden.

Auf der andern Seite hat man sich an den Unterricht gewöhnt als an ein opus operatum. So ist z. B. die Wirkung der viel begehrten und gerühmten naturwissenschaftlichen Unterweisung auf das Durchschnittsdenken unsrer Zeit eine bedauerlich geringe. Sieht man von einer gewissen Art zu philosophieren ab, welche genügsame Vertreter einer leicht geschürzten „Naturphilosophie“ für das Bedürfnis der „Gebildeten“ in Umlauf gesetzt haben, so ist von jenem soliden, konsequenten Denken, wie es die Beschäftigung mit den naturwissenschaftlichen Tatsachen lehren sollte, gerade in der Lebensführung der Gegenwart wenig zu spüren. Dinge, die sich wie Feuer und Wasser vertragen, wohnen in den Köpfen unserer Zeitgenossen friedlich nebeneinander und der bewufste und

unbewufste Glaube an ein ursachloses Geschehen ist mächtiger denn je. Nirgends läfst sich das deutlicher erkennen als auf dem Gebiete der Erziehung, wenn es sich um geistige Zusammenhänge, um psychologische Prozesse handelt, wie denn in den allgemeinen Besitz von dem, was die Psychologie seit einem Menschenalter erarbeitet hat, nichts übergegangen ist als einige leere Redensarten.

Wer behaupten würde, schlechte Ernährung, widernatürliche Mifsachtung der Witterungseinflüsse in der Jugend hätte auf die gesundheitliche Entwicklung des Körpers keinen Einflufs — dessen Logik würde uns schwerlich Respekt abnötigen; und doch erscheint uns eben das auf dem Gebiete der geistigen Entwicklung ganz vernünftig. So lange wir also mit unsern Anschauungen unter das Vorurteil der Gewohnheit gebannt sind, ist eine rationelle Ausnützung der Gesetze der Gewohnheit im Dienste der Erziehung undenkbar.

Verfolgen wir unsern Weg weiter. — Dafs Schule und Unterricht auch abgesehen von Fertigkeit und Kunst wesentlich im Dienste der Gewohnheit stehen, wird zum Teil nur geahnt. Wohl witzelt der studierende Jüngling über die stereotypen Redensarten des Professors, aber unvermerkt schuldet er ihm gewisse Grundzüge des Denkens, eine gewisse Art die Fragen anzupacken, eine Anschauung der Geschichte, vielleicht sogar ein Stück jener Wendungen, die er selbst einst komisch fand. Widerwillig würgt der Knabe die grobkörnige Weisheit des Katechismus hinunter; aber es hängt nur von Zeit und Umständen ab, wie viel davon später in seine Welt- und Lebensanschauung eingeht und wenn bis auf den heutigen Tag Kirchen und Kirchlein mit einstimmiger Hartnäckigkeit darauf bestanden haben, dafs der zarten Jugend ihre unverstandenen Lehren beigebracht werden — so haben sie dabei nur mit instinktivem Spürsinn die Gesetze der Psychologie zum eigenen Vorteil ausgenützt. Erwägt man aber weiter, dafs ein grofser Teil der Menschen im Schulunterricht die Gesichtspunkte, wenn ich so sagen darf, die Kategorien sich geben läfst, mit denen er Welt und Leben auffafst, und dafs sie je früher und länger er sie unbesehen braucht, um so inniger mit ihm verwachsen, ihm zur andern Natur

werden, so begreift man die grofse Wichtigkeit dessen, was wir den Geist einer Schule nennen. Wie viele tragen die geistigen Brillen, die man in niedern und höhern Schulen ihnen aufgesetzt, zeitlebens! Denn sie passen ihnen immer besser, und das Umlernen hassen die Menschen. Daher der Kampf und Streit um das Institut der Schule.

Gleichwohl löst das spätere Leben gar manchen Verband wieder auf, den die Schule geknüpft, wenn auch nur, um andere an seine Stelle zu setzen. Denn den Beruf eines Menschen könnte man auch seine Gewohnheit nennen. Dafs die äufsere Tätigkeit durch einen gewissen Rhythmus gefördert wird, ist nur natürlich. Daher die unwillkürlich festgehaltene Einteilung der Zeit, daher die gemessene Sicherheit des sozialen Verkehrs. Aber auch hinter diesen festen äufsern Formen haust eine vielleicht noch tyrannischer wirkende innere gewohnheitliche Macht. Auch unser Denken und Fühlen, unser Wollen und Wünschen bewegt sich in immer festeren Bahnen. Die Zahl der praktischen Fälle, wie sie Amt und Geschäft im Durchschnitt bieten, ist beschränkt. Sie erschöpft sich rasch und erst die Wiederholungen erzeugen jene Sicherheit, welche man als Erfahrung rühmt, als Schlendrian verurteilt. So erzeugen sich die Denkgewohnheiten. Alles neue, was in den Gesichtskreis des so Gewöhnten eintritt, mufs sich gefallen lassen mit seiner Berufs- und Geschäftselle gemessen zu werden. Auch der äufsere Mensch nimmt immer mehr an diesen starren Formen teil. Nicht nur Physiognomie und Haltung bekommen eine bestimmte Prägung — die Amtsmiene ist ja sprichwörtlich — auch das Wörterbuch schliefst ab, bestimmte Sprachwendungen werden zu stehenden Redensarten erhoben, der Bedarf an geistiger Nahrung hört allmählich auf, eine Zeitung vielleicht geniefst noch das Vorrecht, das schwache Lichtlein politischer Teilnahme zu unterhalten und nach dem Gesetze der Kontrastwirkung durch die genügende Zufuhr von Neuigkeiten die Behaglichkeit des gewohnten Lebensganges zu erhöhen. Wenden wir uns andern Kreisen zu, so machen wir dieselbe Erfahrung.

Man erzähle dem gemeinen Manne, was immer man will,

er wird mit Gedanken und Redewendungen reagieren, welche bei einiger Uebung nicht nur das ungefähre Mafs seiner Bildung, sondern auch Art und Form seiner Beschäftigung erkennen lassen. Denn jene Stetigkeit des täglich Wiederkehrenden, das z. B. dem Handwerker eine so grofse Sicherheit, einen so scharfen raschen Blick in Fragen des Geschätts verschafft, — sie wirkt zugleich als Schranke allem Fremden gegenüber. Daher das Hochkomische in der Figur des räsonnierenden Philisters, wenn er mit der Miene selbstverständlicher Unfehlbarkeit die entlegensten Verhältnisse seiner naiven Kritik unterzieht, andererseits die possierliche Unbeholfenheit des einseitig gelehrten Spezialisten, sobald er aus dem gewohnten Bannkreis heraustreten mufs. Daher kommt es aber auch, dafs uns selber unbewufst alle Stände und Berufsarten für unsere Auffassung etwas charakteristisch Ausgeprägtes, etwas Typisches erhalten; und wenn wir mit Freude und Genufs den Darstellungen der Bühne folgen, so entspringt das Lustgefühl zumeist dem Umstande, dafs das unbewufst Bekannte in scharf begrenzter Deutlichkeit uns vor Augen tritt. Der modisch einfältige Geck, der barsche zugeknöpfte Bureaukrat, der salbungsvoll glatte schleichende Pastor, der anmafslich manierierte Militär, der brutal dumme Parvenü usw. — das sind lauter Bilder, die wir unwillkürlich messen an der erworbenen Schablone; und wenn wir von dem Dichter erwarten, dafs er all' diese Kinder seiner Phantasie nicht nur ihre eigene Sprache reden, sondern auch eigenartig denken und handeln lasse, so ist das nur unter der Voraussetzung möglich, dafs es auch für diese Dinge feste, wenn auch noch so weit gespannte Formen und bestimmte Fassungen gibt. Beruht ja doch ein guter Teil des richtigen Lustspielerfolges auf dem Geschicke des Dichters, eine Mehrheit von beschränkten Gedankenkreisen mit einander in Konflikt zu bringen.

III.

Wie das Leben des Einzelnen so durchziehen die Fäden der Gewohnheit den sozialen Körper, den gesellschaftlichen Verkehr. Ein Gespräch ist eine höchst einfache Sache; aber es reussiert doch nur, wenn der Widerhall der Gedanken durch Gleichartigkeit der Stimmung, durch die Verwandtschaft der

Gedankenkreise garantiert ist. Berufsgenossen sind selten um Unterhaltungsstoff verlegen, während der Unterschied der Interessen und die Verschiedenheit der Bildung meist zu den so berüchtigten Wetterthematas sich flüchtet und nur höhere Bildung auch zwischen ferner Stehenden die Unterhaltung ermöglicht, weil sie als ein neutrales Gebiet gewohnter Beschäftigung auch die Kluft der Interessen überbrückt. Vergegenwärtigt man sich von hier aus gewisse Unterhaltungen, mögen sie nun am Brunnen oder im Eisenbahnwaggon, am Biertisch oder im Damensalon geführt werden — überall steht befriedigende Teilnahme, heiterer Flufs in geradem Verhältnis zu der Möglichkeit, sich mühelos dem gewohnten angenehmen Ablauf der eigenen Gedanken in der Sprache des Tages überlassen zu können. Es ist nicht sowohl der Inhalt an sich als vielmehr die allgemeine Vertrautheit mit, das Sichheimischwissen in ihm, was jenen interessanten Höhegrad allgemeiner Teilnahme hervorruft, in welchem alle gleichzeitig ihre Mitteilungen machen.

Man wird schwerlich sich lange zu besinnen haben, wie dieser Zustand gesteigerter Gewohnheit zu bezeichnen ist. Das unübersetzbare und darum national deutsche Wort „Gemütlichkeit" findet dann seine berechtigte Anwendung, wenn im gesellschaftlichen Verkehr sich jeder nicht nur im gewohnten geistigen Hauskleid zeigen darf, sondern wenn er sich auch geschützt weifs vor jeder Zudringlichkeit unberechenbarer Neuheiten. Gemütlichkeit ist der gefühlsmäfsige Niederschlag der Gewohnheit. Darum jenes sprichwörtlich gewordene Behagen der Kneipgesellschaften, wenn selbst Anekdoten und Witze als alte Bekannte erscheinen, daher der vergnügliche Verlauf jener vornehmen Gesellschaften, in welchen man nach stillschweigender Uebereinkunft die von der Etiquette gestempelten Formen empfangen und geben darf ohne alle gedanklichen Unkosten. Daher aber auch der Hafs des unterhaltungssüchtigen Publikums gegen alles fragwürdige Neue, seiens nun Taten oder Gedanken, das nur dann willkommen ist, wenn man die Mafsstäbe und Rubriken zu seiner Bewältigung schon in Bereitschaft hat.

Schafft Gewohnheit Gemütlichkeit, so macht Gewöhnung

auch das Ungemütliche erträglich. Denn wie die Wiederholung die Fertigkeit erhöht, so stumpft sie die Gefühle ab, und wenn wir nicht selten die Verwunderung aussprechen hören, was sich die Menschen, was sich ein Volk bieten läfst, so vergifst man dabei, dafs es keine gewaltigere Schulung in der Welt gibt als Massengewöhnung. Man hat es seiner Zeit unserm grofsen greisen Strategen übel genommen, als er die Kaserne in eine für die Schule, wie es schien, ungünstige Beleuchtung stellte. Mit Unrecht, wie mir scheint. Denn es gibt keine grofsartigere Anwendung der physiologisch-psychologischen Gesetze der Gewohnheit als das Heer. Es ist gewissermafsen eine grofse Fabrik von Gedanken, Gefühlen und Fertigkeiten, die in ihren Resultaten in den Körper des Volkes geleitet werden, allerdings gute und schlimme. Es ist ein unschätzbares Gut eines Volkes, wenn das Bewufstsein der Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit auch das letzte Glied des Stammes erfafst hat und durchdringt, wenn der Geist des Gehorsams, der Zugehörigkeit zu einem grofsen, und durch Ordnung starken Ganzen den Einzelnen beseelt. Das sind die Erfolge einer strammen militärischen Disziplin; aber man darf auch die Kehrseite nicht vergessen. Gewohnheiten stehen immer in einem gewissen Gegensatz zu den klaren Funktionen des Bewufstseins. Die Neigung sich mit den Resultaten fremden Denkens versorgen zu lassen, das Vertrauen zu einer Art von irdischer Vorsehung, die mafslose Anerkennung unbegrenzter unkontrollierbarer Autoritäten — sie entspringen derselben Quelle und sie beschränken sich nicht auf die Gebiete ihres Ursprungs, sondern sie greifen um sich und werden zu bestimmenden Mächten des öffentlichen Lebens. Nimmt man hinzu, dafs ein wesentlicher Teil der öffentlichen Einrichtungen sowohl der staatlichen als der kirchlichen vorzugsweise die Bildung und Erhaltung fester Formen bezweckt, so begreifen sich Autorität und Glauben als die ins Grofse übersetzten Erziehungsresultate der Gewöhnung, sie sind die Erfolge jener Massendressur, zu welcher sich unwillkürlich und unbewufst die Hauptfaktoren des Lebens verbinden, und welcher die natürliche Schwäche der Menschen erleichternd und helfend entgegenkommt. Denn aus eigenen Mitteln ur-

teilen, mit eigenen Augen sehen, ohne Anlehnung auf eigenen Füfsen stehen — das stimmt schlecht mit der Neigung und Fähigkeit der Menge. Dazu gehört Kopf und Mut, Dinge, die bis jetzt noch nicht im Grofsen produziert werden konnten. Darum fügen sich die Massen erst widerwillig, dann schicken sie sich ins Unvermeidliche und endlich leben sie dumpf und stumpf unter dem Drucke harter Gewohnheit dahin. Einer erzieht und gewöhnt den andern. Der Bauer acceptiert, was ihm seine Dorfautoritäten vorsagen; der etwas vornehmer gewordene holt seine Weisheit aus der Zeitung, aus dem Reservoir der Konversationslexica und der fortgeschrittenere liest eine Broschüre, falls sie nicht zu umfangreich, alle aber schöpfen, auch wenn sie es nicht Wort haben wollen, aus den weitverzweigten Kanälen, durch welche die öffentliche Meinung fliefst. So durchsetzt das öffentliche Leben eine Menge von Autoritäten und Autoritätchen; ganz in der Stille sammelt sich um sie die gläubige Gemeinde, damit sie die denkfaule Gesellschaft mit ihren Orakeln versorgen und je gröfser die Zahl der Anbeter, um so gewaltiger die Macht der also gestützten Ideen. Denn, um mit dem scharf beobachtenden Eötvös zu reden, „was von sehr vielen für wahr gehalten wird, hat ganz dieselben Folgen, als ob es wirklich wahr wäre.“ — Wer denkt hier nicht an so nahe liegende Erscheinungen unseres modernen öffentlichen Lebens, für welches Parteiphrasen, Stichwörter und Agitationshelden ebenso charakteristisch sind als die vertrauensselige Gedankenlosigkeit der am Hergebrachten hängenden Menge. Kluge Staatsmänner haben für diese Neigungen in der Regel ein feines Verständnis und wissen solche Züge der Volksseele wohl zu nützen. Während sie allenthalben das Bestehende vorsichtig anfassen, werden notwendige Neuerungen langsam vorbereitet, man gewöhnt daran, und wenn die Regierungen allezeit im Grunde konservativ sind, so erklärt sich das aus den Elementargesetzen der gesellschaftlichen Psychologie. Allerdings auch die Staatsmaschine, so wohl sie bedient sein mag, bedarf der Ventile. Denn auch der Druck des Gewohnten hat eine gewisse Erträglichkeitsgrenze und wenn die Spannung der Gefühle einen gewissen Höhegrad erreicht, dann erfolgt eine Explosion. Die

Geschichte nennt sie Revolutionen; sie sind die natürliche Reaktion gegen die Uebermacht der Gewohnheit.

Fast noch tiefer gräbt die Gewohnheit ihre Linien in die Formen unsrer Weltauffassung selbst. Was wohnt nicht alles friedlich beisammen in den Köpfen der Menschen. Neben der Aufklärung etabliert sich der Aberglaube, neben der Ueberzeugung von dem festen Bestand einer auf dem Gesetz von Ursachen und Wirkung auferbauten Naturordnung wohnt unbehelligt der Wunderglaube, wenn er sich auch etwas verschämt in die unkontrollierbare Vergangenheit zurückzieht, und was unsere moderne Schulbildung, ich meine die geistige Ernährung auf niederen und höheren Schulen, in der Kunst der Gewöhnung an das Widersprechende, in der Kunst, den Widersinn in das Kleid des Sinnvollen oder gar Tiefsinnigen zu stecken, leistet — das wird gewifs künftigen Geschichtsschreibern zu den interessantesten Partien aus dem Leben der Gegenwart gehören. Allerdings, wenn der Gebildete sich vor der Zahl 13 fürchtet, wenn ihm der Freitag für gewisse Dinge unheimlich — so sind das harmlose Dinge, die wir belächeln. Wie aber, wenn die gewohnheitsmäfsig grofsgezogenen rohen Gedankenmassen in den Köpfen der Menge lebendig werden, wenn sie zu Taten reifen, wenn sie zu jenen Ausbrüchen zelotischen Aberglaubens führen, wie sie durch die Geschichte der Religion als Schatten folgen und wie sie auch die Gegenwart mitunter so drastisch uns vor Augen stellt?

Fast noch bedenklicher steht es auf dem Gebiet der Gesinnungen. Denn während wir schon möglichst frühe mit den idealen Forderungen der Sittlichkeit im Anschlufs an die kirchlichen Lehren bekannt gemacht werden, erzeugt sich daneben ein von der Schule des Lebens eingeübter Moralkodex, der mit dem erstern vielfach in direktem Widerspruch steht, an den wir uns gleichwohl gewöhnt haben. Er besteht nicht nur friedlich daneben, sondern liefert auch die Motive unserer Handlungen. Das Gebot der Nächstenliebe wird überall als ein hochheiliges verkündet und als eine Grundsäule der Moral gefeiert. Sich nicht zu ihm bekennen wollen, wäre eine höchst gewagte Sache. Aber wer es probierte im Kampfe der Interessen von ihm Gebrauch zu machen, darauf zu verweisen

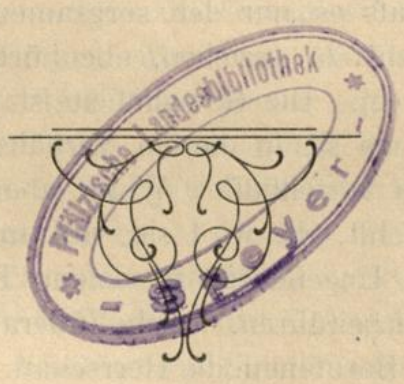
und zu fordern, dafs es gelten solle — den würde man anstaunen wie einen Knaben, der mit seinem Säbel in den Türkenkrieg ziehen wollte, die Leute nicht ausgenommen, welche eben noch die Herrlichkeit dieses Gebots gepriesen oder vermöge ihrer Stellung oder ihres Berufs zu seiner Befolgung sonderlich verpflichtet wären. Daneben der Bestand eines Ehrenkodex, der auch den Totschlag nicht nur rechtfertigt, sondern unter Umständen gebietet, von jenen tausend Fällen ganz zu schweigen, in denen der Widerspruch mit dem Moralgesetz anerkannt ist. Wohl wird hie und da einmal auf diese bedenkliche Seite des öffentlichen Lebens aufmerksam gemacht. Aber man hat sich an diese Art doppelter Buchhaltung schon so sehr gewöhnt, sie ist bereits so sehr ein Stück ererbten Besitzes, dafs auch denkende Köpfe sich leicht damit abfinden. Man spricht dann von „notwendigen Uebeln“ und mit diesem intellektuellen Niederschlag der Gewohnheit — er steht der Gemütlichkeit parallel — rettet man sich auf das Trockene eines hausbackenen Raisonements. Denn das eigene Ich der Macht der vielen Ich entgegenzusetzen — das ist nur wenigen gegeben. Woher sonst die Macht der Mode? Ist doch auch dieses seinem Werte nach höchst zweifelhafte Kind der Zivilisation nur eine eigenartige Form der Gewohnheit. Die Mode denkt für uns, sorglos überlassen wir uns ihren Vorschriften und Anordnungen, überzeugt, dafs sie uns vor der fatalen Situation des Auffälligwerdens oder des Anstofses schützt. Drum geben wir, selbst wenn wir ihre Capriçen lächerlich finden, ein Stück gewohnter Behaglichkeit daran, um ihre Vorteile zu geniefsen, d. h. einer Gewohnheit zuliebe opfern wir eine andere. Aber die Mode denkt für alle; drum verwischt sie, eine echte Tochter der Gewohnheit, die Unterschiede, sie nivelliert Klassen und Stände, und wenn sie zum Aerger der Damenwelt auch die Nähmamsell zur Dame macht und wenn der Lohnbediente den Herrn an Eleganz übertrifft — ein Trost ist's, dafs sie ihre Launen hat und dafs der Wechsel zu ihren wesentlichen Merkmalen gehört. Goethe hat sie eine augenblickliche Ueberlieferung genannt.

Die Gewohnheit ist in verschiedenen Gestalten an uns vorübergegangen. Sie formt den Einzelnen und gestaltet das

Leben, sie regelt unser Tagwerk und beherrscht die Gesellschaft, sie bestimmt unser Denken und beeinflufst unsere Gesinnung — sie ist mit einem Worte eine gewaltige psychiche Macht. Sie entsteht aus einem Prozesse der Reduktion, sie ist ein Produkt der Verkürzung, eine Form der sich von selbst einstellenden Ersparnis. Wo immer wir mit der Analyse des menschlichen Ichs beginnen, überall stofsen wir auf die ihr eigentümlichen Züge, und wenn wir sagen, des Menschen Ich sei im Grunde nur die Summe seiner Gewohnheiten, so ist das bildlose Wahrheit. Das Leben des Menschen wird dann zum Kampfe zwischen erworbenen und ererbten Gewohnheiten; denn alle organisierte Gewohnheit ist erblich.

Irre ich nicht, so hat die Aussicht, die wir von dem Höhepunkt unserer Betrachtung gewonnen haben, etwas melancholisch Niederdrückendes; denn auch abgesehen davon, dafs jegliche Betrachtung eines psychischen Phänomens sozusagen eine mikroskopische und darum eine beschränkt einseitige sein mufs — der Gedanke, in so wichtigen Beziehungen den rücksichtslos wirkenden Gesetzen eines seelischen Mechanismus preisgegeben zu sein, hat etwas Unheimliches und unwillkürlich sehen wir uns nach einer Hilfe um. Es ist das eigenartige eben dieses Mechanismus, dafs er sie aus sich selbst erzeugt, dafs es nur der sorgsamen Pflege bedarf, um sie zu einer Macht zu erziehen, ebenbürtig der Gewohnheit, es ist das Denken. Die Gewohnheit ist zur Dienerin bestimmt und nur wo sie in diesem Verhältnis ihre Arbeit verrichtet, wirkt sie vorteilhaft. Wenn aber die leitende, gebietende Macht fehlt, da wird sie, um mit Prinz Hamlet zu reden, zu einem Ungeheuer, zu einem Teufel und sie hilft jene Zustände herbeiführen, welche überall da entstehen, wo die zum Dienste Berufenen die Herrschaft führen, Schlendrian und Gemeinheit; sie wird zum Hemmschuh in der Entwicklung des Einzelnen, hindert den Fortschritt in Wissenschaft und Kunst, Politik und Leben, schafft rohe Stabilität. Daher das Niederdrückende der harten Arbeit, daher die verdummende Macht aller in den blofsen Formen der Gewohnheit verlaufenden Beschäftigungen, daher die instinktive Scheu vor allem Mechanischen, die Verachtung jeglicher Hantierung, die des

Denkens bar, daher die im Grunde richtige Anschauung, dafs Dummheit und Gewohnheit Zwillingschwestern. — Freilich die Waffe gegen die Gewohnheit ist schwer zu beschaffen und noch schwerer zu führen. Denn „Denken ist schwer“ und der vor jetzt beiläufig 100 Jahren von dem alten Löbauer Rektor Thieme geführte Nachweis, dafs man ohne Denken ein ebenso gelehrter als berühmter Mann sein könne, ich fürchte er gilt noch heute. Wohl pflegt heutzutage gelegentlich der Bildungsbestrebungen unserer Tage gar viel vom Denken die Rede zu sein und wenn es dafür Rezepte gäbe, — so wären wir zweifellos auf dem besten Wege. Allein gerade das ist das Eigentümliche dieser psychischen Pflanze, dafs sie eine künstliche Züchtung nicht verträgt, sie gedeiht am besten als Wildling. Nur den Boden kann man etwas vorbereiten und das ist die schwierige, mitunter aber um so dankbarere Aufgabe aller Erziehung. Ihre Wurzel liegt in dem unscheinbaren Worte: Warum? Die Warum im Leben sehen lassen, empfindlich machen für den geheimen Stachel, der in jedem einzelnen verborgen, dazu reizen, dafs jeder in seiner Art sich an seiner Beseitigung versucht — das soll der Unterricht, dann wird er zu einem Damm gegen die Gewohnheit. —


Pfälzische Landesbibliothek Speyer